Gedächtnisrede auf Gabriel Monod

Autor(en): **Stern, Alfred**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Jahrbuch für schweizerische Geschichte**

Band (Jahr): **38 (1913)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gedächtnisrede

auf

Gabriel Monod

von

Alfred Stern.

Geehrte Versammlung!

Nicht zum erstenmal wird mir die schmerzliche Pflicht zuteil, einem Ehrenmitglied, das der Tod unserer Gesellschaft entrissen hat, Worte der Erinnerung zu widmen. Vor sechsundzwanzig Jahren, am 10. August 1886, in Aarau, lag es mir ob, der abgeschiedenen Meister Leopold von Ranke und Georg Waitz zu gedenken. Heute erfülle ich wehmutsvoll die doppelte Pflicht der Pietät und der Freundschaft, indem ich das Bild des lieben, treuen Jugendgefährten zu erneuern suche.

Gabriel Monod durften wir in gewissem Sinne schon seiner Abstammung nach den unsern nennen. Seine Familie von väterlicher Seite hatte ihren Ursprung in der romanischen Schweiz. Sein Oheim Adolphe, der berühmte Prediger in Paris, lieh dem Namen des Geschlechtes, als Bannerträger der französischen Reformierten, Glanz. Sein Vater, Adolphes Bruder, hatte sich als Kaufmann in Havre niedergelassen und mit einer Elsässerin aus der Familie Gros vermählt. In Ingouville bei Havre kam Gabriel am 7. März 1844 zur Welt. Dem Elternhaus dankte er die glücklichste Jugend, die Richtung auf harmonische Ausbildung aller Kräfte und auf ernstes, ideales Streben. Nachdem er von 1854 bis 1860 den Unterricht auf dem Lyceum seiner Vaterstadt genossen, ward er zur Vorbereitung für den Eintritt in die „Ecole normale“ nach Paris gesandt. Dort verbrachte er einige Jahre unter dem Dach des Ehepaares Edmond de Pressensé,

dessen tiefgreifenden Einfluß auf seine jugendliche Entwicklung er nachmals in einem anziehenden Artikel der „Revue Chrétienne“ (1904, 1. März) dankbar gerühmt hat. Seine Begabung schien ihm glänzende Aussichten nicht weniger für die naturwissenschaftlichen als für die literarisch-historischen Studien zu eröffnen. Doch nahmen diese ihn vorwiegend gefangen, und er verließ 1865 die Ecole normale nach bestandener Prüfung als erster „Agrégé“ der Geschichte.

Von angestrengter Arbeit erholte er sich in Italien, wo ihm beim Anblick südlicher Natur und Kunstschöpfungen eine neue Welt aufging. Dort schloß er auch das Herzensbündnis mit der jüngeren Tochter des großen russischen Freiheitskämpfers Alexander Herzen. Ihr war Malwida von Meysenbug, die Freundin Kinkels, Mazzinis, Richard Wagners, die Ihnen als Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“ bekannt sein wird, zur zweiten Mutter geworden. Das innige Verhältnis, das sich auch zwischen Monod und der Erzieherin Olga Herzens bildete, wurde zu einer unschätzbaren Bereicherung seines eigenen Lebens. Indessen verging noch geraume Zeit, ehe er daran denken konnte, die Geliebte heimzuführen, die ihm dann beinahe vierzig Jahre lang als treue Gefährtin zur Seite stand. Er riß sich los, um zunächst in Deutschland, wo die historisch-kritische Methode besonders gepflegt wurde, seine wissenschaftliche Schulung zu vervollständigen. In Berlin zog ihn namentlich Jaffé als Lehrer an, in Göttingen Georg Waitz. Für den Gang seiner eigenen gelehrten Arbeiten schuldete er diesem das meiste, und er bewahrte ihm ein unauslöschliches Gefühl der Dankbarkeit. Damals ward mir das Glück zuteil, ihn als Freund zu gewinnen. Seine jugendliche Schönheit, die Anmut seines Gespräches, die Feinheit seines Geistes, die Lauterkeit seiner Gesinnung bezauberten wie mich jeden der Kommilitonen.

Nach Paris zurückgekehrt, fand er einen Wirkungskreis unter dem bescheidenen Titel eines „Répétiteur“ an der von dem Minister Viktor Duruy nach dem Muster der deutschen Seminare ins Leben gerufenen „Ecole pratique des Hautes-Etudes“.

Er leitete hier seine Schüler zum Studium der frühesten mittelalterlichen Quellen der französischen Geschichte an und machte sich selbst mit den verwickelten Problemen, die dieser Gegenstand mit sich brachte, vollkommen vertraut. Aber der Krieg von 1870 führte eine jähe Unterbrechung der stillen Gelehrtentätigkeit herbei. Aufs tiefste durch die Weltereignisse ergriffen, stellte sich Monod in den Dienst der Verwundeten- und Krankenpflege. Was er als Mitglied einer internationalen Ambulanz auf den Schlachtfeldern bei Metz und Sedan, sowie während der Operationen der Loire-Armee erlebt, hat er in seiner mit seltener Unparteilichkeit abgefaßten Schrift „Allemands et Français. Souvenirs de Campagne" (1872) geschildert. „Franzose nach Geburt, nach Erziehung, nach dem Herzen," sagte er im Vorwort zur zweiten Auflage, „hatte ich doch eine hinlänglich genaue Kenntnis von Deutschland, um gegen Vorurteile des Patriotismus und des nationalen Hasses, die mich ungerecht gegen unsere Feinde hätten machen können, geschützt zu sein." „Ich wünsche," schrieb er mir im Frühling 1871, „die Wiedererhebung Frankreichs, aber nicht seine militärische Revanche."

Mit allen seinen Kräften hat er zu seinem Teil an der Wiedererhebung seines Vaterlandes mitgewirkt. In erster Linie als Lehrer bei der Heranbildung der jungen Generation. Sechsunddreißig Jahre lang unterrichtete er an der „Ecole des Hautes-Etudes", zuletzt als Nachfolger seines Freundes Gaston Paris einstimmig zum Präsidenten der historisch-philologischen Sektion erwählt. Vierundzwanzig Jahre lang, anfangs als Ersatzmann seines Freundes Erneste Lavisse, hielt er Vorträge und Übungen an der „Ecole normale supérieure". Er hatte eine angeborene, durch Eifer und Gewissenhaftigkeit verfeinerte, hohe pädagogische Begabung. Sein schönster Lohn war die Dankbarkeit seiner Schüler, unter denen sich auch nicht wenige Schweizer befanden. Mit Rührung nahm er bei festlichen Gelegenheiten, umgeben von denen, die zu seinen Füßen gesessen hatten, einen Sammelband ihm gewidmeter Arbeiten und eine kunstvolle Plakette mit seinem Abbild entgegen. Der akademische Lehrer aber hielt

sich auch nicht zu gut, nach der Gründung der „Ecole alsacienne“ dort seinen Vortrag dem kindlichen Verständnis anzupassen und an der Ausarbeitung kleiner geschichtlicher Handbücher teilzunehmen.

Es war begreiflich, daß für Monod die Fragen der Reform des Unterrichtswesens, die sich bei der Wiedererhebung Frankreichs erleuchteten Geistern aufdrängten, gleichsam zur Herzenssache wurden. Vor allem beschäftigte ihn die Neugestaltung des höheren Unterrichtes, wobei ihm seine Kenntnis deutscher Vorbilder zustatten kam. Er entwickelte seine Gedanken 1876 in einer Aufsehen erregenden Schrift, brachte sie in zahlreichen Artikeln zur Geltung, saß in Kommissionen, die der Schöpfung selbständiger, autonomer Universitäten Bahn brachen, und erlebte den Triumph der Verwirklichung vieler seiner Vorschläge und Hoffnungen.

Seine eigene wissenschaftliche Tätigkeit richtete sich zunächst, wenn auch nicht ausschließlich, so doch mit Vorliebe auf das von früher ihm vertraute Feld. In „Kritischen Studien über die Quellen der Merovingischen Geschichte“ („Etudes critiques sur les sources de l'histoire Mérovingienne“ 1872) beschäftigte er sich mit Gregor von Tours und Marius von Avenches. Einige Jahre danach machte er sich durch eine mannigfach erweiterte Übersetzung von Junghans' „Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech“ („Histoire critique des règnes de Childerich et de Chlodovech“ usw. 1879) verdient. Später ließ er darauf eine Ausgabe der ältesten Handschrift des sogenannten Fredegar („Etudes critiques sur les sources de l'histoire Mérovingienne“, P. 2, 1885), einen Aufsatz über „Die Anfänge der Historiographie in Paris“ („Les origines de l'Historiographie à Paris. Extrait du tome III des Mémoires de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile de France“ 1877), „Kritische Studien über die Quellen der Karolingischen Geschichte“ („Etudes critiques sur les sources de l'histoire Carolingienne“ 1898) und zahlreiche kleinere, ergänzende Untersuchungen folgen. Alle diese Arbeiten waren glänzende Zeugnisse des Scharfsinnes, der Umsicht

und des Weitblickes ihres Urhebers. Sie hätten das sichere Fundament für die Herstellung eines französischen „Wattenbach" bieten können. Wenn es Monod versagt blieb, ein solches Werk zu schaffen, so gelang es ihm doch, durch Nachahmung eines Musters anderer Art, der „Quellenkunde von Dahlmann-Waitz" ein wertvolles bibliographisches Hilfsmittel zu liefern („Bibliographie de l'histoire de France" 1888).

Indessen weitaus das bedeutendste Monument, das der Gelehrte sich und seiner Wissenschaft errichtete, auch dies vorzüglich zum Ruhm und zum Gewinn seines Vaterlandes, war die 1876 von ihm ins Leben gerufene „Revue historique". Frankreich besaß bereits in der „Revue critique", die Monod zu ihren Leitern zählte, ein ausgezeichnetes kritisches Organ für die historisch-philologischen Disziplinen. Aber eine nur der Geschichte gewidmete Zeitschrift großen Stiles, nicht eingeschränkt auf ein bestimmtes Gebiet und frei von irgendwelcher Tendenz, wurde bis dahin vermißt. Die „Revue Historique" füllte diese Lücke aus. Sie trat sofort der von Heinrich von Sybel begründeten „Historischen Zeitschrift" würdig zur Seite. Der umfassende Plan, nach dem sie angelegt war, die bereitwillige Mitwirkung so vieler in- und ausländischer Kräfte, die strenge Wahrung des Wahlspruchs „Ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat historia" erhoben sie sogar zu einem über die Grenzen Europas hinaus gepriesenen Vorbild. Heute ist die Zahl ihrer Bände schon auf hundertundelf angewachsen. Den ersten eröffnete Monod selbst mit einem nach Inhalt und Form vollendeten Essai: „Über die Fortschritte der historischen Studien in Frankreich seit dem sechzehnten Jahrhundert". Was er an sonstigen eigenen Arbeiten, gerechten und zugleich wohlwollenden Besprechungen literarischer Neuheiten, beredten, oft ergreifenden Nachrufen auf entschlafene Fachgenossen in den Spalten der „Revue Historique" veröffentlicht hat, läßt sich in einem kurzen Überblick kaum würdigen. Bei der Leitung der Revue stand ihm bis zum Jahre 1885 Gustave Fagniez zur Seite. Später fand er in Charles Bémont den treuesten Gehilfen. Aber

die Hauptlast der redaktionellen Geschäfte ruhte auf seinen Schultern.

Es war, als wenn mit der Erweiterung seiner Aufgaben seine Kräfte sich vervielfältigten. Kaum, daß er sich in den Wäldern von Versailles, wohin er 1884 den Wohnsitz seiner aufblühenden Familie verlegt hatte, oder am Meeresstrand oder im Gebirge einige Ausspannung gönnte. Er gründete in Paris eine historische Gesellschaft, deren Mittelpunkt für eine Reihe von Jahren der leider wieder untergegangene „Cercle Saint-Simon" wurde. Er bereicherte die Denkschriften der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, die ihn 1897 als Nachfolger von Paul de Rémusat zum Mitglied erwählte, durch manchen schätzbaren Beitrag. Er war ein gesuchter Mitarbeiter einheimischer und ausländischer Zeitschriften. Er gab den Werken anderer, wie Driaults „Geschichte der orientalischen Frage", Geleitsworte mit auf den Weg oder führte Übersetzungen, wie die von Greens „Geschichte des englischen Volkes" und der Memoiren Malwidas von Meysenbug, beim französischen Publikum ein. Er blieb ein unermüdlicher Ratgeber und Helfer nicht nur seiner Schüler, sondern aller derer, die sich um Auskunft und Beistand an ihn wandten. Dabei vernachlässigte er seine Pflichten als guter republikanischer Bürger keinen Augenblick. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie viel Kraft und Zeit er aufwandte, um in der Angelegenheit Dreyfus, Verleumdungen, Beleidigungen, Drohungen zum Trotz, als einer der Hauptstreiter in der anfangs kleinen Schar überzeugungstreuer Genossen, der guten Sache zum Siege zu verhelfen. „Wenn wir mit so viel Eifer gekämpft haben," sagt er selbst im Vorwort zu Frank Puaux' Schrift ‚Vers la Justice' (Paris 1906), so geschah es, „weil wir nicht nur für einen einzelnen Menschen kämpften, so sehr er auch des Mitleids und der Bewunderung würdig war; es geschah, weil wir für eine Sache kämpften, die noch höher stand als die Gerechtigkeit, wir kämpften für das Vaterland. Wir wollten die Fahne unseres Heeres von dem Makel reinigen, der sie befleckte, Frankreich vor der Schande retten, die diese Ungerechtigkeit ihm zufügte, und

es den bösen Mächten entreißen, denen es zur Beute ausgeliefert war: dem dreifachen Fanatismus des Chauvinismus, des Antisemitismus und des Klerikalismus."

Mit seinen reichen Kenntnissen, seiner meisterhaften Beherrschung der Sprache, seiner den höchsten Zielen zugewandten Gesinnung wäre Gabriel Monod der Mann gewesen, einem schriftstellerischen, abgerundeten Werk von großem Maßstab den Stempel seines Genius aufzudrücken. Er hegte diesen Wunsch. Aber er konnte inmitten der vielseitigen Tätigkeit, die ihm so oft Opfer für andere zumutete, an seine Verwirklichung nicht denken. „Mein Leben," schrieb er mir einmal, „geht stückweise dahin ... Ich fange an zu glauben, daß ich erst, wenn ich meinen Abschied als Professor genommen habe, dazu kommen werde, Bücher abzufassen." Ein mehrbändiges Werk, das er plante, war eine Biographie Michelets. So wenig die strenge kritische Forschungsmethode, die er selbst handhabte, mit der nachschaffenden Intuition des genialen Geschichtsschreibers an sich gemein hatte: er fühlte sich von Jugend auf zu ihm hingezogen und bekannte, ihm den Ansporn zur Hingabe an seinen Beruf zu danken. Nach seiner Verheiratung wohnte er in demselben Hause mit dem verehrten Mann. Unmittelbar nach Michelets Tod im Jahr 1875 widmete er ihm, „bei dem er immer edle Inspirationen und väterliche Ermutigungen gefunden," eine begeisterte Studie. Neunzehn Jahre später erweiterte er sie in einem Bande, der Renan und Taine neben Michelet als „Meister der Geschichte" zu würdigen suchte („Les maîtres de l'histoire. Renan, Taine, Michelet" 1894).

Nach dem Tode der Witwe Michelets durfte er über die von ihm hinterlassenen Papiere verfügen und schöpfte mit vollen Händen aus diesem ihm anvertrauten Schatz. Abgesehen von dem Sammelband „Jules Michelet" („Etudes sur sa vie et ses oeuvres avec des fragments inédits" 1905) brachte er durch eine Fülle einzelner Artikel, mit denen er viele Zeitschriften bedachte, Dokumente aller Art von und über Michelet zur Kenntnis. Endlich konnte er ihn zum Gegenstand von Vorlesungen machen, die ihm Gelegen-

heit boten, daran anknüpfend allgemeine Fragen der historischen Forschung und Darstellung zu behandeln. Es geschah 1905 bis 1910, als er, von anderen amtlichen Pflichten befreit, für fünf Jahre auf jenen Lehrstuhl am Collège de France berufen wurde, den die Freigebigkeit der Marquise Arconati-Visconti begründet hatte. Eine Frucht dieser Vorlesungen ist die durch ihre Objektivität, im Gegensatz zu Michelets Leidenschaftlichkeit, ausgezeichnete Einleitung zu der 1910 herausgegebenen Übersetzung von Böhmers, des Bonner Professors, trefflichem Werk über die Jesuiten. Diese Einleitung und die Neuauflage eines Vortrags zur tausendjährigen Jubelfeier seiner geliebten Heimatprovinz, der Normandie, gehörten zu den letzten Erzeugnissen seiner rastlosen Feder.

Die angestrengte Arbeit, der er sich so lange, oft ohne die Möglichkeit rechter Sammlung und Ruhe, unterzogen hatte, setzte seinen Kräften zu. Kümmernisse und Verluste im Kreise der Nächsten brachten schwere Erschütterungen für ihn mit sich. Am tiefsten schmerzte die Krankheit und der Tod des zweiten, sechsundzwanzigjährigen Sohnes, der den Vater zu der schönen Hoffnung berechtigt hatte, daß er dereinst seine geistige Erbschaft antreten werde, und dem er nun ein rührendes Buch der Erinnerung zu widmen hatte („In Memoriam. Bernard Monod Relliquiae. Versailles 1908.“ Imprimé comme manuscrit.) Auch war die Gesundheit Monods, so rüstig er auf der Höhe der Mannesjahre erscheinen mochte, schon mehrfach, namentlich durch Darmblutungen, bedroht gewesen. Im November 1911, während eines Besuches in Havre bei seiner dort verheirateten jüngeren Tochter stellte das alte Leiden sich wieder ein. Er konnte nach Versailles zurückgeführt werden, unterzog sich in Paris einer Operation, hatte, nach qualvollen Wochen wieder in seine gewohnten häuslichen Räume verbracht, vorübergehend noch Momente der Hoffnung. Aber der chirurgische Eingriff hatte den Sitz des krebsartigen Übels nicht ausrotten können, und die hingebende Pflege der Gattin und der Töchter vermochte nichts gegen das grausame Zerstörungswerk der Natur. Am Morgen des 10. April dieses Jahres schlossen sich die Augen des edlen Dulders für immer.

Was die Wissenschaft an Monod verloren hat, ist gleich nach seinem Tode nicht nur in Frankreich tief beklagt worden. Denn die Wissenschaft ist international. Gabriel Monod aber war noch dazu auf seltene Weise befähigt, im internationalen Dienst der Gelehrtenrepublik Großes zu leisten. Durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande mit so vielen Angehörigen des Auslandes verknüpft, fremder Sprachen und fremder Literatur wie kaum ein anderer Franzose kundig, ein oft und gern gesehener Gast in England, Italien, Deutschland, der Schweiz, dank der von ihm begründeten „Revue Historique" in dauernde Beziehungen zu den Fachgenossen aller Nationen gesetzt, ward er gleichsam zum unentbehrlichen Vermittler zwischen ihnen, auf dessen Gefälligkeit jeder einen Anspruch zu haben glaubte. Mit vollem Recht ward bei einer kleinen Tafelrunde während des internationalen Historikerkongresses zu Rom im Jahre 1903 ihm, als dem Verbindungsglied der Anwesenden, von dem Belgier Paul Fredericq ein Trinkspruch gebracht, in den der Holländer und der Deutsche, der Spanier, der Russe, der Tscheche freudig einstimmten. Auch überschütteten ihn ausländische gelehrte Gesellschaften und Körperschaften mit Ehren und Würden, auf die er stolz sein durfte, ohne daß sie der eigenen bescheidenen Schätzung seiner Leistungen Eintrag taten.

Indessen nicht der Mann der Wissenschaft allein war es, der sich die allgemeine Hochschätzung und Zuneigung erwarb. Es war der ganze Mensch mit dem Gepräge der Reinheit und Kraft des Wollens, mit dem harmonischen Ausgleich von Energie und Zartgefühl, mit der überquellenden, freudigen Teilnahme an allem Schönen und Erhabenen in Natur und Kunst, mit der Begeisterung für den Kampf der sittlichen Mächte und mit dem Glauben an ihren Sieg über das Gemeine. Welch ein Genuß war es, bei fröhlichen Gebirgswanderungen zu zweien ihn mit seiner wohlklingenden Stimme ganze Strophen seiner vaterländischen Lieblingsdichter deklamieren zu hören, die lückenlos in seinem starken Gedächtnis hafteten! Mit welchem Entzücken konnte er von den Meisterwerken der Baukunst, der Malerei, der

Plastik sprechen, bei deren Anblick sein Geschmack, ohne jemals einseitig zu werden, sich geläutert hatte! Wie viel von den unauslöschlichen persönlichen Eindrücken zu schweigen, die er in Bayreuth im Bannkreis Richard Wagners empfing, bedeutete für sein ganzes Leben die Welt der Töne! Aber alle die mannigfachen Regungen seines empfänglichen Geistes waren der Herrschaft eines auf dem festen Grund unerschütterlicher Überzeugungen ruhenden Charakters untergeordnet. „Man vergißt heute nur zu leicht, welche Stelle die Moralität in allen menschlichen Werken einnimmt, die der Bewunderung und der Dauer würdig sind.“ So schrieb er 1897 in der an Gaston Paris gerichteten Widmung seiner schönen Sammlung „Portraits et Souvenirs“. Ein Stück dieser Sammlung gilt dem Schweizer Alexandre Vinet, dessen Bücher, nach Gabriel Monods eigenem Geständnis neben Pascals „Pensées“ den tiefsten Einfluß auf sein moralisches Leben ausgeübt haben. „Wollte ich“, sagt er, „die Lehre und das Werk Vinets in einer Formel zusammenfassen, so würde ich sie in den drei Worten ausdrücken: *Freiheit, Liebe, Wahrheit.*“ Unter diesem Zeichen stand auch Gabriel Monods Dasein. Darum wird es unvergessen bleiben.